

Politikprofessorin Mária Huber und zwei Studenten aus Moskau über den Tschetschenien-Konflikt, Kriegsberichterstattung und unser Bild über Russland

„An den Toten kommt man nicht mehr vorbei“

Machtwechsel in Moskau, Weiterführung des Krieges in Tschetschenien – kein Staat beschäftigt die Medienwelt derzeit so sehr wie das größte Land der Erde. Doch welches Bild zeichnen die Medien von den Verhältnissen in Russland?

Professorin Mária Huber war acht Jahre in Moskau als Korrespondentin tätig, beispielsweise für „Die Zeit“. Die Russlandexpertin lehrt seit 1994 am Institut für Politikwissenschaft der Universität Leipzig.

Frage: Aus Moskau kommen nur geschönte Informationen über den Tschetschenien-Krieg. Der Krenl rechtfertigt dies mit der Berichterstattung der NATO während des Kosovo-Konfliktes. Sehen Sie zwischen beiden Ereignissen Parallelen?

Mária Huber: Im Kosovo-Krieg gab es eine kontrollierte Informationspolitik des Westens. Das macht Russland auch, wobei die Lage dort anders ist, da es nur wenige freie Medien gibt. Diese Medienpolitik ist schon lange bekannt, aber erst jetzt wird sie kritisiert.

Können sich die Menschen in Russland überhaupt richtig informieren?

Die elektronischen Medien, vor allem das Fernsehen, sind schon seit 1996 krenlbörig. Die Printmedien sind teilweise noch unabhängig in ihrer Meinungsbildung. Je nachdem welchem Konzern sie gehören, fällt ihr Urteil pro oder contra zur Regierungspolitik aus. Generell gilt, dass investigativer Journalismus praktisch unmöglich, ja sogar lebensgefährlich geworden ist.

Was erfährt der russische Bürger über das wahre Geschehen in Tschetschenien?

Nicht viel. Der russische Bürger bekommt ins-

gesamt keine analytische und kritische Berichterstattung geliefert. In einigen Medien werden jedoch auch Bilder westlicher Journalisten übernommen.

In der Befürwortung des Tschetschenien-Krieges sind sich alle russischen Medien einig. Warum?

Drei Gründe gibt es dafür. Erstens weil der Krieg populär ist, zweitens weil Putin innerhalb von wenigen Monaten als Ministerpräsident viel Popularität gewonnen hat und als junger, tatkräftiger und starker Mann gilt. Und drittens gibt es eigentlich keinen anderen Bewerber, der sich mit ihm im Moment messen kann. Mit einem vielseitigen Mann wie Primakow, der aber auch nicht mehr der jüngste ist, kann man keine neue Ära beginnen.

Immerhin sieht man seit Jahresbeginn auch in russischen Fernsehern tote

russische Soldaten. Werden die Medien realistischer?

Selbst eine manipulierte Berichterstattung muss eine Spur Glaubwürdigkeit behalten. An den vielen Toten kommt man nicht mehr vorbei. Aber der Kontext, in dem die Berichterstattung steht, ist weiterhin völlig unkritisch.

Es fällt auf, dass auch die Intellektuellen im Unterraum zum ersten Tschetschenien-Konflikt keine Kritik üben. Wie kam es zu diesem Sinneswandel?

Lassen sie mich mit dem russischen Verteidigungsminister Sergejew antworten.

Er hat gesagt, dass in Tschetschenien ein Krieg zwischen den USA und Russland um den Einfluss im Kaukasus ausgetragen wird, und das wissen auch die russischen Intellektuellen besser als vor fünf Jahren.

Was meint Sergejew?

Dass amerikanische Ölfirmen mit allen Mitteln in der Region Fuß fassen wollen. Dazu gibt es zahlreiche unterstützende Wortmeldungen von amerikanischen Politikern. Zudem demonstrierte der amerikanische Präsident Clinton die ökonomische Eindämmungspolitik der USA – geradezu provokativ – beim OSZE-Gipfel in Istanbul: Es soll eine kommerziell umstrittene Pipeline durch die Türkei gebaut werden, um Russland weiter zu isolieren.

Wie berichten die westlichen Medien über das Geschehen?

Tatsache ist, dass ein Journalist in einem Krieg nur schwer zu objektiven Informationen kommt. Die Berichterstattung kann immer nur peripher sein. Die meisten westlichen Journalisten haben ihr Möglichstes getan.

Kritiker sagen, dass nur gezeigt wird, was das gängige Bild über Russland bestätigt. Teilen Sie diese Auffassung?

Natürlich ist da was dran. Die Bereitschaft, Russen zu verurteilen, ist noch ähnlich ausgeprägt wie zu Zeiten des Kalten Krieges.

Wenn es in Tschetschenien primär um den geopolitischen Einfluss geht, müsste man das den westlichen Medien nicht vorwerfen, dass sie diesen Hintergrund verschweigen?

Es gibt eine Political Correctness in dieser Hinsicht. In Westeuropa gibt es bisher wenig Bereitschaft, die amerikanische Außenpolitik zu kritisieren. Die Berichterstattung über das Flüchtlingselend dominiert, der politische Zusammenhang wird nur selten erklärt.

Interview: Ulf Schindler, Christian Gutsche



Politikwissenschaftlerin und Russland-Kennerin Professorin Mária Huber. Fotos (3): Jan Wolitas

Zu Hause ist Krieg

Ein Café in der Leipziger Innenstadt: Oleg Kildiouchov und Alexei Bykow sind bei einem Glas Bier ins Gespräch vertieft. Die Schlagwörter Tschetschenien-Krieg und Machtwechsel im Kreml bewegen die beiden Moskauer Studenten auch knapp 2000 Kilometer von ihrer Heimat entfernt.

Wie sehen sie die Berichterstattung über den Tschetschenien-Krieg? Die Darstellung des Krieges in den westlichen Medien kritisieren sie heftig. „Es wird nur gezeigt, was in das gängige Bild über die Russen passt.“ beschwert sich Alexei und schüttelt den Kopf. Sein Kommilitone geht noch einen Schritt weiter. „Im Westen sieht man nur Folgen und keine Ursachen des Konflikts. Das Fernsehen sendet nach dem Prinzip: böse Russen werfen Bomben, arme Tschetschenien leiden. Die westlichen Medien vergessen die Vorgeschichte, zum Beispiel die Anschläge auf mehrere Wohnhäuser in Moskau.“ Oleg presst die Hände zusammen. „Wenn der Westen durch die Medien versucht, Russland klein zu machen, gibt es Probleme.“ Alexei nickt.

In einem anderen Punkt gehen ihre Meinungen auseinander. Der neue Präsident Wladimir Putin ist umstritten. Oleg äußert sich über den Machtwechsel skeptisch. „Die Entwicklung der letzten Wochen hat gezeigt, dass es niemand mit der Demokratie mehr ernst in Russland meint.“ Aus seiner Sicht ist Putin ein Mann des Jelzin-Systems. Dass er und diese alte Truppe Russland ins neue Jahrtausend führen, stimme ihn sehr traurig. Er hebt die Augenbraue. Alexei ist optimistischer. „Putin kann aus wirtschaftlicher Sicht der richtige Mann sein. Wenn er Stabilität für das Land bringt, muss man nicht so schwarz sehen.“

Die zwei sitzen an diesem Abend noch lange zusammen, diskutieren, streiten. Frieden wünschen sich beide.

Ulf Schindler, Christian Gutsche



Oleg (rechts) und Alexei diskutieren über die Lage in Russland.

Teilprojekt eines Sonderforschungsbereiches der Universität Leipzig untersucht den Umgang mit archäologischen Quellen

Alte Scherben und ihre Wirkung: Wie sich die Sachsen ihre Geschichte zurechtbogen



Lausitzer Kultur: Über 3000 Jahre alte bronzezeitliche Urnen aus der Sammlung für Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig.

Keramik-Töpfe, die wie Blumen aus der Erde wachsen: Bis zum 18. Jahrhundert konnten sich die Lausitzer Bauern nur wundern, was sie jedes Frühjahr auf ihren Feldern fanden. Auch später waren sich Wissenschaftler und Heimatforscher nicht einig darüber, wer die Keramik geschaffen hatte. Die heute als Lausitzer Kultur bekannten großen Urnenfelder, Burgen und Befestigungsanlagen wurden abwechselnd den Slawen, Germanen und Illyrern zugeordnet – die Liste scheint so endlos wie chaotisch.

„Viele Leute denken, die Archäologie sei eine objektive Wissenschaft, die nur gesicherte Erkenntnisse produziert“, sagt Sabine Rieckhoff, Professorin für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Leipzig. „Doch man findet in der Wissenschaft immer das, wo-

nach man sucht. Oft kommt es auch in der Vorgeschichte zu einer politischen Deutung der Funde.“ Wie die Sachsen in den letzten 200 Jahren versuchten, sich mit Hilfe der Archäologie eine eigene Geschichte zu geben – das erforschen zur Zeit Sabine Rieckhoff und ihre Mitarbeiterinnen im Rahmen des Sonderforschungsbereiches (SFB) „Regionenbezogene Identifikationsprozesse. Das Beispiel Sachsen“.

„Sachsen ist für uns interessant, weil man sich hier durch die Grenzlage zu Polen und Tschechien schon früh damit beschäftigt hat, woher diese Ethnien stammen. So wurden zum Beispiel Gebietsansprüche zwischen Deutschland und Tschechien damit erklärt, dass es dort schon immer Sachsen bzw. im umgekehrten Fall Tschechen gegeben habe. Aktuelle Konflikte

wurden also in die Vergangenheit zurück projiziert“, erläutert Prof. Sabine Rieckhoff.

Die Frage, woher die Völker kommen, wie alt sie sind und wie sie gelebt haben, spielte besonders im Dritten Reich eine große Rolle. So wurde die Archäologie zur Begründung der nationalsozialistischen Rassenlehre eingesetzt und rechtfertigte damit den Krieg. Germanische Funde in Polen untermauerten die Gebietsansprüche im Osten. Slawische Funde dagegen zeigten angeblich die niedrige Kulturstufe der Untermenschen.

Erst seit 1998 setzt sich das Fach intensiv mit diesem Teil der eigenen Vergangenheit auseinander – ein Prozess, zu dem auch das Teilprojekt des SFB beitragen will. Am Beispiel Sachsen soll untersucht werden, wie sich die

Vorstellungen über die angeblichen Völker entwickelten. Denn diese Bilder wirkten zum Teil auch nach 1945 in beiden deutschen Staaten weiter.

Die Forscher nennen als Beispiel die Lausitzer Kultur. Der Versuch, sie bestimmten Völkern zuzuordnen, hat vor allem politische Hintergründe. Durch den im 19. Jahrhundert aufkommenden Nationalismus wurde das Wissen um die Abstammung der Völker wichtig. Man wollte, dass die „eigenen“ Vorfahren die schönen Gefäße geschaffen hatten. „Aber das lässt sich mit der Archäologie gar nicht nachweisen“, sagt Prof. Sabine Rieckhoff. „Doch auch die meisten klugen Forscher waren so sehr im Denken der Zeit verhaftet, dass sie die Bodenfunde nicht vorurteilsfrei einordnen konnten.“

Jana Schlüter

„Ach ja, Leipzig!“

„Fleiß war an der Tagesordnung“

Damals an der Universität: In lockerer Folge stellen wir Persönlichkeiten aus Kultur, Politik und Medien vor, deren Karriere in Leipzig begann. Heute: Wolfgang Vogel (75). Der Rechtsprofessor, Anwalt und DDR-Unterhändler kaufte mit Hilfe der Bundesrepublik, mit Westgeld, über 35 000 Häftlinge frei und ermöglichte mehr als 250 000 DDR-Bürgern die legale Ausreise in die Bundesrepublik. Den größten Teil seiner Studienzzeit verbrachte Vogel in Leipzig.

In Ihrer Biografie spielt Ihre Zeit in Leipzig keine große Rolle. Warum?

Weil meine Studien- und Referendanzzeit von 1946 bis 1952 für meine berufliche Laufbahn nicht prägend war. Die Tätigkeit als Rechtsanwalt und Vermittler zwischen beiden deutschen Staaten von 1954 bis 1990 hat mein Berufsleben bestimmt.

Sie sind ein leidenschaftlicher Sammler. Was haben Sie in Leipzig gesammelt?

Streichholzschachteln und Bierdeckel, wo immer ich sie finden konnte.

Woran erinnern Sie sich gern, wenn Sie an die Uni Leipzig denken?

An die studentische Kameradschaft. Wir hatten nur das Nötigste, zumal ich mit meinen Eltern und Geschwistern im August 1945 meine Heimat Niederschlesien nur mit dem, was wir anhaben, verlassen musste.

Und woran ungern?

Ungern, weil international anerkannte Professoren nach und nach

weggingen. Ich denke da an de Boor, Jacobi und Nickisch. Sie hatten politische Probleme.

Haben Sie noch Kontakt zu Kommilitonen aus Leipzig?

Nein, wir haben uns gegenseitig verloren. Die meisten haben nach und nach die DDR verlassen.



Wolfgang Vogel um 1945. Foto: privat

Wie hat man sich das Studium nach dem Krieg überhaupt vorzustellen?

Strafverteidiger zu werden war mein Traumziel. Ich war von dem Drang beseelt, möglichst schnell fertig zu werden, um einen Beruf zu ergreifen und Geld zu verdienen. Vorlesungen besuchte ich so viel wie möglich. Fleiß war an der Tagesordnung. Das einfache Essen in der Mensa genügte. Alle waren auf die Unterstützung aus der Verwandtschaft angewiesen.

Der Wiederaufbau der Paulinerkirche wird gerade diskutiert. Sie kennen die Unikirche bestimmt noch.

Ja, sie war ein christliches Symbol Leipzigs und sollte es wieder werden.

Wenn Sie jetzt nach Leipzig kämen: Was würden Sie als Erstes tun?

Das Reichsgerichtsgebäude aufsuchen und dort über meine damaligen und heutigen Vorstellungen von der Göttin Justitia mit den verbundenen Augen nachdenken. Ist die Binde vor den Augen vielleicht seit je mal mehr, mal weniger, jedenfalls aber durchsichtig gewesen?

Interview: Cindy Scheler

Selbstbewusster und ein paar Jahre jünger

Sybille Schneidewind litt an ihrem fehlgebildeten Gesicht / In der Klinik für Plastische Gesichtschirurgie fand sie Hilfe



Wegen ihres fehlgebildeten Gesichtes (Foto links) konnte Sybille Schneidewind nicht richtig zubeißen und atmen. Deshalb holten die Ärzte mit einem Metallgestell (Foto Mitte) den Oberkiefer um 18 Millimeter nach vorne (Foto rechts).

Pralle Busen, knackiger Po, neue Nase, angelegte Ohren – immer mehr Menschen leiden für ihre Schönheit. Fachleute schätzen, dass jährlich etwa 300 000 Deutsche mehr als hundert Millionen Mark ausgeben, um ihren Körper attraktiver zu machen. Sie prägen das Bild von der plastischen Chirurgie als Spleen der Reichen.

Im Gegensatz dazu hilft die plastisch-rekonstruktive Chirurgie Unfallopfern sowie Menschen mit Fehlbildungen und Tumoren. In Leipzig ist dafür vor allem die „Klinik und Poliklinik für Mund-, Kiefer- und Plastische Gesichtschirurgie“ der Universität zuständig. Bis zu 600 Patienten werden hier im Jahr auf diesem Gebiet behandelt.

Eine davon ist Sybille Schneidewind aus Rackwitz. Die 37-Jährige wurde mit einer doppelten Spaltbildung in Lippen, Oberkiefer und Gaumen geboren. Behandlungsmöglichkeiten gab es während ihrer Kindheit kaum. Folglich konnte sich ihr Mittelgesicht nicht richtig entwickeln. Sie verlor die obere Zahnreihe, der zahntragende Knochen bildete sich zurück. Das Mittelgesicht brach quasi in sich zusammen. „Ich konnte deshalb nicht richtig zubeißen und hatte Probleme bei der Nasenatmung“, erzählt die Verkäuferin.

Hilfe fand sie im Frühjahr 1998 in der Uni-Klinik mit dem Verfahren „Callus Distraction des Mittelgesichtes“. Der Knochen des Oberkiefers wurde durchtrennt, ein Metallgestell (Distraktor) an Kopf und Kiefer befestigt. Damit wurde der Knochen ganz langsam auseinander gezogen – jeden Tag um einen Millimeter. So hol-

ten die Ärzte den Oberkiefer in etwa drei Wochen insgesamt um 18 Millimeter nach vorn. „Das war anfangs sehr schmerzhaft. Nachts musste ich Schmerzmittel nehmen. Außerdem haben mich die Leute beim Einkauf wegen des Gestells komisch angeschaut“, erinnert sich Frau Schneidewind. Schließlich verpflanzten die Ärzte ein Knochenstück aus dem Beckenbereich der Patientin in die Kieferspalte und setzten Implantate ein, die das Kauen nun wieder ermöglichen.

„Mit diesem Verfahren liegen wir weltweit ganz vorn. Wir haben es schon in internationalen Zeitschriften und auf Kongressen vorgestellt“, sagt Klinik-Direktor Professor Alexander Hemprich. „Die Methode wurde bisher nur in den USA bei Kindern ange-

wandt. Mit Frau Schneidewind haben wir es erstmals bei einer erwachsenen Person eingesetzt.“ Mittlerweile wurden an der Nürnberger Straße schon 16 so genannte „Spalt-Patienten“ behandelt. Im ersten Halbjahr 2000 sind schon wieder zwölf weitere angemeldet. Die Behandlung ist meist langwierig. Allein Sybille Schneidewind hat bis heute sieben Operationen hinter sich.

Einen eigenen Studiengang für plastisch-rekonstruktive Chirurgie gibt es nicht. Je ein Student der Medizin oder Zahnheilkunde darf aber bei den Operationen assistieren. „Bei den Eingriffen ist der Student nur der Hakenhalter“, so Hemprich. „Ich erkläre ihm während der OP aber genau, was ich gerade tue.“ Wer sich ästhetischen oder rekonstruktiven Operatio-

nen im Kopf-Hals-Bereich unterziehe, solle genau auf die Qualifikation des Arztes achten. Denn in der Branche tummeln sich einige selbsternannte Experten. Hemprich: „Entweder man sucht einen Mund-Kiefer-Gesichtschirurgen oder einen Hals-Nasen-Ohren-Arzt auf. Auch auf die Zusatzbezeichnung „Plastische Operationen“ der Ärztekammer muss man achten.“

Immerhin zahlen die Krankenkassen für die Korrektur von Verletzungen und Fehlbildungen. Risiken sind bei den OPs jedoch nicht ausgeschlossen. „Kein Arzt der Welt darf hundert Prozent Erfolg versprechen“, sagt Klinikchef Hemprich. „Die Verfahren sind zwar sehr sicher und erprobt. Doch Narben oder Wundheilungsstörungen sind nie völlig auszuschließen.“ Im Fall von

Sybille Schneidewind lief alles nach Plan. Zur Freude der Patientin: „Ich bin jetzt etwas selbstbewusster und sehe sogar noch ein paar Jahre jünger aus.“

Christian Adler

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Michael Haller betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Barbara Zabel und Bastian Wierloch. Campus ist erreichbar unter Tel./Fax 9 73 57 44/46.